

Auf Knochen herumtreten

«Sicht auf nichts» im Theater Winkelwiese

Anne Bagattini · Bei diesem scheusslichen Geräusch läuft es einem kalt den Rücken hinunter. Das dunkelgraue Geröll, das sich auf der Bühne (Beni Küng) häuft, sieht aus wie Lavagestein, ist jedoch Schaumglasschotter, ein neuartiger Dämmstoff, der beim Draufstehen ganz fürchterlich knirscht. «Ich trete // Trete ein wenig auf den Knochen herum // Ich mag das auf diesen krachenden Knochen»: Die ersten (Halb-)Sätze des Theaterabends beschreiben das Geräusch ziemlich treffend. (Das Geröll knirscht übrigens nicht nur, sondern es staubt auch stark, trotz Wässerung unmittelbar vor Vorstellungsbeginn. Ein Sitzplatz in der vordersten Reihe empfiehlt sich also nicht unbedingt.)

«Sicht auf nichts oder die Legende vom Rest» ist die dritte Produktion eines vierteiligen Zyklus, in dem sich die Gruppe Trainingslager um den Autor Jens Nielsen, die Regisseurin Antje Thoms und den Schauspieler Dominique Müller mit dem Thema Heimat auseinandersetzt. Das Theaterprojekt, das sich am Genre des Western orientiert, ist am Donnerstag im Theater Winkelwiese uraufgeführt worden. Ort des Geschehens ist eine Art Endzeitlandschaft: «Das Land ist heiss // Die Seen // Ausgetrocknet // Das Leben ist verödet // Der Mensch hat ausgedient // Er stinkt // Sein Kulturgut ist // Die Dinge haben keine Namen mehr // Es

gibt nichts der Rede wert.» In dieser absolut trostlosen Umgebung müssen sich vier Männer, die einzigen Überlebenden der Menschheit, behaupten. Im Gegensatz zu klassischen Western-Helden haben sie das Leben in der Wildnis jedoch nicht aus freien Stücken gewählt. Und so geben sie sich denn auch nicht als Helden, sondern als Verzweifelte, die mit dem Verlust von allem Bekannten, Heimatlichen nur schwer zurecht kommen.

Von den vier allesamt hervorragend gespielten Typen ist Kalberer (Ingo Ospelt) am übelsten dran, hat er doch keine Arme mehr, wodurch selbst das Aufsetzen des Cowboyhuts zur mühevollen Qual wird. Kalberers rauhes Lachen, das nach ein paar Sekunden jeweils zur Grimasse gefriert, löst ein ähnliches Gefühl aus wie das Knirschen des Gerölls. Niggli (Hansrudolf Twerenbold) hat es verhältnismässig gut. Er hat sich ein Erdloch gesichert, aus dem er meist bloss den Oberkörper hervorstreckt, und ist auch Chef des überlebenswichtigen Trockenfrosch-Vorrats, doch davon später. Löli (Roland Bonjour), im früheren Leben Gärtner, ist selbst ein zartes Pflänzchen. «Nicht anfassen!», lautet sein Lieblingssatz. Säuli (Dominique Müller) schliesslich spricht nur wenig. Dafür entlockt er seinem Waterphone spröde, ja fast schon gespenstische Klänge.

Es ist ein rohes Leben, das die vier Männer in der Wildnis führen. Aus geringstem Anlass springen sie einander wie Tiere an die Gurgel. Oft sind sie nicht fähig, richtige Wörter, geschweige denn ganze Sätze zu äussern. Doch als würden sie sich ihres animalischen Zustands auf einmal bewusst, raufen sie sich immer wieder zusammen und erfinden gemeinsam ein Spiel mit klaren Regeln, zum Beispiel: Besuch beim Grossvater. Dabei ist es den Männern unglaublich wichtig, dass Niggli in der Rolle des Grossvaters ihnen (fiktiven) Heidelbeer-Holunder-Sirup mit einem Strohalm serviert. Das Getränk aus der untergegangenen (Kindheits-)Welt steht in diesem Moment für alles Vertraute, ja für Heimat schlechthin.

Der von Sprache und Thematik her äusserst eigenwillige Theaterabend, der das Publikum fast anderthalb Stunden lang ganz schön herausfordert, lebt auch von seinem absurden Humor. So bilden die bereits erwähnten Trockenfrösche (dargestellt durch Zwieback) das einzige Nahrungsmittel in der Wildnis. Diese Speise existiert deshalb noch, weil der Bundesrat, damals bei der grossen Froschplage, richtig reagierte und acht Trillionen Frösche trocknen und in einen Berg einmauern liess.

Zürich, Theater Winkelwiese, bis 8. Juni.